

DER
HELD

Michael Klonovsky

DER
HELD

Ein Nachruf

Diederichs

Für Lena



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Classic 95 liefert Stora Enso, Finnland.

© 2011 Diederichs Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Weiss | Werkstatt | München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-424-35058-6
www.diederichs-verlag.de

INHALT

Vorbemerkung

7

Bloß nicht den Helden spielen!

11

Der Schrumpfmann

19

Was war der Held?

63

Was hat den Helden getötet?

98

Die spezifisch deutsche Heldenphobie

111

Helden-Substitute

126

Schluss

138

Zitat- und Quellennachweise

141

»Ob gut oder böse:

Held bleibt Held.«

La Rochefoucauld

»Der Himmel erhalte dich, wackres Volk,
Er segne deine Saaten,
Bewahre dich vor Krieg und Ruhm,
Vor Helden und Heldentaten.«

Heinrich Heine

VORBEMERKUNG

DIE TATSACHE, DASS ES KEINE HELDEN MEHR GIBT, ist leicht daran festzumachen, dass mir niemand einen zeigen kann. Selber noch mit Heldensagen aufgewachsen, erscheint es mir jedenfalls auf rein empirische Weise vollkommen einleuchtend, dass deren Personal ausgestorben sein muss. Wir leben in einem Zeitalter der Talkshows, der Partnerschaftsprobleme, der Feinstaubgrenzwerte, der Reiserücktrittsversicherungen und der Verbraucherrechte. Ein Held, wie weit man den Begriff auch fassen mag, hat hier nichts verloren. Ein Held würde keinen Helm aufsetzen, bevor er durch die Fußgängerzone radelt. Ein Held würde sich keinen Anwalt nehmen, weil der Nachbar zu laut Musik hört. Ein Held würde sich nicht zum Pinkeln hinhocken. Ein Held würde weder an Diskussionsrunden teilnehmen noch sich welche im Fernsehen anschauen. Ein Held würde sich nicht gegen Glasbruch versichern. Ein Held wäre weder »teamfähig« noch »demotiviert«. Ein Held würde Freiheit definieren als die Möglichkeit, sich frei einen Herren zu wählen. Ein Held hielte seine Gene für prädestiniert, das Abenteuer der Evo-

lution auch fortan zu bestehen. Ein Held würde seine Frau, seine Familie, sein Land und seine Ehre verteidigen, ohne auch nur einen Lidschlag lang an seine Gesundheit und sein berufliches Fortkommen zu denken. Ein Held würde für seine Freunde ohne viel Federlesens Kopf und Kragen riskieren. Ein Held würde seine Überzeugungen nicht abhängig davon machen, ob sie mehrheitsfähig sind, und auch dem Agamemnon seine Meinung sagen. Ein Held würde sich kein virtuelles Alter Ego verschaffen, das ano- oder pseudonym im Internet herumkrakeelt. Ein Held hätte keinen »Lifestyle« und würde die Demoskopien vor erhebliche Einsortierungsprobleme stellen. Alles in allem: Ein Held wäre letztlich ein Fall für den Psychologen und sogar die Polizei.

Aber, gottlob, es gibt ja keine Helden mehr. Nicht nur, dass mir selber nichts Heldisches eignet; auch in meiner Umgebung wollte sich im Laufe vieler Jahre nicht die Nasenspitze eines heroischen Menschen zeigen. »Umgebung« schließt hier durchaus jene durch die Medien vermittelte ein. Die große Ausnahme waren jene Männer, die als Rettungsmannschaften zu den Unglücksreaktoren von Fukushima aufbrachen und damit das Risiko des Strahlentods auf sich nahmen. Als sie sich vor den Kameras verneigten, sah ich das erste Mal in meinem Leben Zeitgenossen, über die man in Hexametern schreiben könnte. Dabei läuft gerade in den Medien der permanente Versuch, Helden oder zumindest sogenannte Lichtgestalten zu konstruieren, allerdings in der Regel nur, um sie ein paar Tage später wieder abzuräumen und in ihrer allzumenschlichen Erbärmlichkeit vorzuführen. Eine hier schon mal in den Raum gestellte Frage lautet, ob dieses Abräumen mit Otto von Bismarck genauso

leicht gelungen wäre wie mit Guido Westerwelle, mit Nofretete ebenso wie mit Britney Spears. Es liegt zumindest der Verdacht nahe, dass irgendein globales Verzweigungsprogramm läuft. Halten wir zunächst fest: Die Versorgung mit Helden lässt zu wünschen übrig.

Nun kann man sich dazu auf verschiedene Weise verhalten. Man kann diesen Umstand bedauern oder gar beklagen. Man kann ihn gutheißen. Man kann ihn auch rundweg bestreiten und die heroische Potenz des Menschen zur historisch relativ konstanten Gegebenheit erklären. Umgekehrt kann man bestreiten, dass es überhaupt jemals Helden gegeben habe, und alle Berichte über diesen Typus ins Reich der Legenden verweisen. Man kann den Märtyrer zum einzigen wirklichen Helden erheben, gerade im christlichen beziehungsweise restchristlichen Kulturkreis (beziehungsweise Restkulturkreis), wobei dieser Kulturkreis derzeit bekanntlich von aggressiven Märtyrern punktuell angegriffen wird, denen man dann ebenfalls einen gewissen Heldenstatus zubilligen müsste, es sei denn, man einigte sich a priori darauf, dass Heroismus primär vom »richtigen« Motiv abhinge. Ohnehin, unterstelle ich, wird eine Mehrheit von Zeitgenossen mit zweierlei Maß messen und eine mutige Tat nicht als Heldentat akzeptieren, wenn sie nicht von aus ihrer Sicht edlen Absichten motiviert wurde. Wir werden also auf eine gewisse Dehn- und Wandelbarkeit des Heldenbegriffes stoßen, quer durch die Zeiten und Völker, wenngleich unsere Zeit die erste sein dürfte, die sich vom Helden generell zu verabschieden gedenkt, zumindest in einem Teil der Welt.

Parallel dazu findet eine Abdankung des Mannes beziehungsweise der Männlichkeit statt. Beide Phänomene hän-

gen selbstredend zusammen, weshalb dem Schrumpfmann ein gesondertes Kapitel gewidmet ist.

Diese Betrachtung geht von der Prämisse aus, dass die Helden in unserem Weltteil ausgestorben sind. Ihr Verschwinden wird weniger beklagt als vielmehr konstatiert. Keineswegs mag der Autor den Eindruck erwecken, die von ihm zuweilen vorgetragene Aversion gegen den heute mehrheitsfähigen Typus des flexiblen, anpassungsfähigen, charakterarmen und verantwortungsscheuen Überallhinkömmlings, der sich für ein Individualisten hält, obwohl es buchstäblich nichts gibt, wozu er eine persönliche Haltung vertritt, verbinde sich mit der Sehnsucht nach Zweikämpfen und dem Feld der Ehre. Wenn es dennoch so scheint, nun, so scheint es eben nur so.

»Die Tapferkeit ist die einzige Tugend,
die sich der Heuchelei entzieht. Kein Wunder,
daß sie nicht in hohem Ansehen steht.«

Johannes Gross

BLOSS NICHT DEN HELDEN SPIELEN!

WAS ABER WAR ODER WÄRE ÜBERHAUPT EIN HELD? Diese Frage offenbart schnell eine gewisse Relativität des Begriffes, die Abhängigkeit vom Standpunkt des Betrachters. Sie ist ohne Ambivalenzen nicht zu stellen, geschweige zu beantworten, so wie der Spötter angesichts der vielen Heldenfriedhöfe fragt, wo denn die Feiglinge lägen.

Eine halbwegs verbindliche, epochenübergreifende und wertfreie Definition könnte zunächst lauten: Ein Held ist ein Mensch, der unter Hintanstellung persönlichen Glücks und persönlichen Nutzens sein Leben für eine Sache oder für die Gemeinschaft einsetzt und manchmal sogar opfert. Dieses Sein-Leben-Einsetzen kann zehn Minuten dauern oder 60 Jahre; das unterscheidet den Situations-Helden vom »großen Mann« (es kann mitunter auch eine Frau sein). Der Held zerstört nicht, er vollbringt. Er ist der schlechthin freie Mensch und allein imstande, die unerhörte Tat auszuführen und den Status quo zu ändern.

Der Held manifestiert sich durch sein Verhältnis zum Schmerz und vor allem zum Tod. Ein Held ist ein Mensch,

dem eine Sache, ein Ideal, ein Wert im Zweifelsfalle mehr gelten als das eigene Dasein. Wobei wir prompt auf das Paradoxon stoßen, dass der Held der einen der Terrorist der anderen ist. Und dem unbeteiligten Dritten mögen beide Lesarten nicht ganz geheuer sein.

Erinnern wir uns gleichwohl der berühmten Worte des Generals Pierre Cambronne, der anno 1815 bei Waterloo die Kapitulation der Kaiserlichen Garde mit dem sprichwörtlich gewordenen Satz abgelehnt haben soll: »Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!« (Tatsächlich hat er oder irgendein anderer wohl nur ein Wort gerufen, das auf deutsch mit *Sch-* beginnt.) »Und ob die sich ergibt, die Garde!«, echot es anderthalb Jahrhunderte später durch den Mund eines römischen Legionärs in »Asterix bei den Belgiern«; ein guter Witz, gewiss, doch wie sehr illustriert er den veränderten Zeitgeist!

Lieber sterben als sich ergeben oder unters Joch gehen – in den Worten des friesischen Freiheitshelden Pidder Lüng: »Lever düad üs slav« –: Diese Maxime klingt heutigen Ohren absurd. Aber sie galt vielen Menschen jahrhundertlang als unumstößlich. Wie viele davon mag es heutzutage noch geben? Und wäre eine große Zahl überhaupt wünschenswert? Schließlich sind wir frei und niemand will uns unterwerfen. Was aber, wenn? Und sind wir wirklich frei? Existieren nicht Hunderte subtile Zwänge, die den modernen Menschen fesseln und ihm die Luft nehmen wie die feinen Fädchen der Lilliputaner dem schlafenden Gulliver? Denken wir nicht daran. Der Mensch der Gegenwart hängt nicht so sehr an der Freiheit, er hängt weit mehr am Leben. Aber taten dies nicht die meisten Menschen zu allen Zeiten?

»Woran soll man denn hängen, wenn nicht am Leben, wo es doch das einzige Geschenk ist, das uns der liebe Gott nicht zweimal macht?«, fragt weise die Magd Françoise bei Marcel Proust, und zwar angesichts vorbeimarschierender junger Soldaten, die angeblich nicht daran hängen. Es liegt auf der Hand, dass zum einen die meisten Menschen, vorsichtig gesagt, kein Interesse an Heldentaten haben, und dass zum anderen die friedlichen Zeiten von der Mehrheit als die glücklicheren empfunden werden. *Mögest Du in großen Zeiten leben*, lautet ein chinesischer Fluch. Man könnte vielleicht so formulieren: Eine Gesellschaft ist umso glücklicher, je mehr Menschen in ihr mit aller Entschiedenheit am Leben hängen. Je feiger, desto glücklicher also. In den 1980er-Jahren erschien sogar ein populärwissenschaftliches Buch unter dem Titel »Feig, aber glücklich«, das den notorischen Konfliktvermeider zum Erfolgstypus der Evolution küren wollte.

Allerdings ist das nur die halbe Wahrheit. Wir sind alleamt die Nachfahren von Davonläufern – aber auch von Totschlägern. Die Mutigen mögen im Schnitt zwar eher sterben als die Hasenfüße – doch durch Konfliktvermeidung allein ist die Menschengattung nicht an die Spitze des terrestrischen Daseinswettbewerbs gelangt. Davon abgesehen, dass die Ressourcenknappheit es oft gar nicht erlaubte, einem Kampf aus dem Weg zu gehen, und die gesamte Gattung längst vertilgt worden wäre, hätten keine heroischen Männer gelebt. Überdies vollzieht sich kein Rückzug und kein Kneifen, ohne Spuren im Inneren des Ausweichers zu hinterlassen. Wirklich glücklich ist der Feige nie. Im Gegenteil: Das Bewusstsein seiner Feigheit, mag er sie auch zynisch

eingestehen oder, gegen die möglichen Folgen des Mutes verrechnet, als Klugheit rechtfertigen, wird sein Selbstwertgefühl zerfressen. Das gilt übrigens für Individuen wie für Gesellschaften; Feigheit und mangelndes Selbstwertgefühl stehen stets in direktem Zusammenhang, wie unter anderem das Beispiel der Bundesrepublik zeigt.

Auch eine zur vernünftigen Maxime erhobene Konfliktscheu kann den Scheuen in erhebliche Selbstzweifel und Depressionen stürzen. Eine Gegend zu verlassen, weil es dort zu viele Raubtiere gab, hieß für unsere Altvordern ja auch, ein nahrungsreiches Gebiet aufzugeben. Vor dem feindlichen Stamm kampflos sein Land zu räumen bedeutete, es mitsamt seiner Ehre zu verlieren. Das Problem existiert heute noch, sogar rudimentär in den Wohlstandswelten des Westens, wo auch der endaufgeklärte Habermas-Leser lieber Wohngegend und Schule wechselt, wenn die Zahl derjenigen eine gewisse Grenze überschreitet, die nicht an den »zwanglosen Zwang des besseren Arguments« glauben, weil sie die robusteren Argumente und die größere Anzahl männlicher Familienmitglieder besitzen.

Für normale Bürger ist ein Teil des öffentlichen Raums nur noch mit einem gewissen Risiko betretbar. In diversen Stadtteilen herrschen Migrantengangs (»Problemjugendliche«), in anderen walten Linksextremisten (von den Medien liebevoll »Chaoten« oder »Autonome« genannt), wieder anderswo machen fremdenfeindliche Deutsche (»Neonazis«) ihre Revieransprüche geltend. In diesen Gebieten findet ein Kampf um die Straße statt, der teils ethnisch, teils politisch motiviert ist und überwiegend von Kombattanden betrieben wird, die mit dem Begriff »Zivilgesell-

schaft« nicht nur nichts anfangen können, sondern die sich dahinter verbergende Einstellung als Schwäche verachten. Noch sind diese Räume klein, und man kann sie meiden, noch ist die Zahl der Toten und Verletzten nicht erschreckend hoch.

Hin und wieder greifen die Zustände in den Problembezirken auf die besseren Gegenden über, und der »Zusammenprall der Kulturen«, den Samuel Huntington prophezeit hatte und für dessen Triftigkeit u.a. die Anwesenheit der Bundeswehr in Afghanistan zeugt, findet als lokale Miniaturversion statt. Deutschland müsse nicht nur am Hindukusch, sondern auch in den öffentlichen Verkehrsmitteln verteidigt werden, sprach der CSU-Mann Peter Gauweiler, nachdem zwei ausländische Jugendliche einen vorlauten Rentner in der Münchner U-Bahn nahezu totgeschlagen hatten. Gemeinhin leugnet das Gesinnungsproduktions-Establishment die ethnische Dimension solcher Vorfälle und definiert die Ursache als ausschließlich soziale. In unserem Zusammenhang ist das einerlei; hier interessiert einstweilen nur: Wie reagiert die Zivilgesellschaft, wenn sie punktuell von innen angegriffen wird? Bekanntlich mit dem Ruf nach *Zivilcourage* – Courage allein genügt offenbar nicht. Die Deutschen haben nach 1945 »eine Sonderausgabe von Beherztheit« in die Welt gebracht, »die vielgelobte Zivilcourage, die Magerstufe des Muts für Verlierer«, notiert der Kulturphilosoph Peter Sloterdijk. Dem Ruf nach ihr ist, als eine Art siamesischer Zwilling, stets die Aufforderung beigelegt, man möge aber in entsprechenden Situationen *nicht den Helden spielen*. Die Formulierung impliziert, dass die Option, ein Held *zu sein*, offenkundig nicht mehr existiert. Wer dagegen *den Hel-*

den spielt, veranstaltet dies auf eigene Rechnung und darf auf Unterstützung nicht zählen (aber das ist die Definition heroischen Handelns). Mehr noch: Er muss auch dann Konsequenzen in Kauf nehmen, wenn sein *Heldenspielen* von Erfolg gekrönt war.

Warum wurde der Münchner Dominik Brunner, der sich zwei jugendlichen (abwechslungshalber deutschen) Schlägern in den Weg gestellt hatte und diese Entscheidung mit seinem Leben bezahlte, als »S-Bahn-Held« gefeiert? Brunner hatte jene vielgepredigte Zivilcourage gezeigt, die ungefähr 98 Prozent seiner Zeitgenossen in einer vergleichbaren Lage gemeinhin nicht aufzubieten geneigt sind, indem er sich schützend vor Wehrlose stellte. Aber er wusste mit ziemlicher Sicherheit nicht, worauf er sich da einließ. War er tatsächlich bereit, zu sterben, um ein paar Kinder vor nahezu Gleichaltrigen zu schützen? Andernfalls wären die Kinder eben verprügelt worden, wie allenthalben Kinder verdroschen werden, aber er, Dominik Brunner, würde heute noch leben. Allerdings: Hätte Brunner einen anständigen Schlag am Leib oder einfach nur weniger Pech gehabt, gälte er heute nicht als ein couragierter Mitbürger, der leider den Helden spielen musste, sondern er säße womöglich als überreagierender Problemjugendlichen-Zusammenschläger im Gefängnis. Brunner war es, der Zeugenaussagen zufolge den ersten Schlag führte, und man kennt deutsche Richter inzwischen; viele von ihnen akzeptieren Notwehr bei sozial Besergestellten ohne Migrationshintergrund nicht so schnell. Wenngleich Brunner in diesem Fall den Helden nicht nur *gespielt* hätte und sich ebenfalls großer Sympathien aus der Bevölkerung erfreuen dürfte. So oder so: Es schien für ihn

wie für jeden in ähnlicher Situation nur die Wahl zu bestehen zwischen Wegschauen auf der einen und zweierlei Arten von Martyrium auf der anderen Seite.

Dieser Gedankengang führt zum sogenannten Kern des Problems. Unsere Gesellschaft ist so organisiert, dass sie heroisches Handeln zu unterbinden und, wofern dies nicht präventiv gelingt, es im Nachhinein zu bestrafen trachtet. Politisch, zeitgeistig, polizeilich und juristisch leben wir in einem rigide heldenfeindlichen Milieu. Wer seine Angelegenheiten im echten Konfliktfall in die eigenen Hände nimmt, wird als Feind der Gesellschaft behandelt. Er darf auf jene Nachsicht nicht hoffen, die denjenigen gegenüber oft aufgebracht wird, die ihm den Konflikt aufnötigen.

Aber wir *Homines bundesrepublikanensis* wollen ohnehin nicht *den Helden spielen*. Wir haben uns viel zu gut in unseren bequemen Verhältnissen eingerichtet, und noch ist die statistische Wahrscheinlichkeit nicht sonderlich hoch, dass dort jemand ausgerechnet uns stört. Im Gegensatz beispielsweise zu den etwas robusteren und in puncto persönliche Freiheitsrechte fundamentalistischeren Amerikanern hat sich der deutsche Bürger entwaffnen lassen. Wir haben uns dem Schutz eines Staates anvertraut beziehungsweise ausgeliefert, dessen Verlässlichkeit allerdings zunehmend zum Zweifel Anlass bietet. Dafür regiert er inzwischen bis in die Ehebetten (außer in den bereits erwähnten Problembezirken, dort wagt er es nicht). Unsere Auseinandersetzungen lassen wir von Anwälten führen. Wenn unsere Familie beleidigt wird, sind wir zwar ganz demonstrativ sauer, aber wir fordern den Beleidiger nicht zum Duell. Wenn uns jemand bedroht, rufen wir nach der Polizei (sofern wir nicht den

Eindruck haben, es sei sicherer, dies gerade nicht zu tun). Wird unser Land beleidigt, hören wir weg oder stimmen zu. Ohnehin versuchen wir, uns bei der Äußerung politischer Ansichten am derzeit gerade Opportunen zu orientieren (außer in der Anonymität des Internets). Wenn uns der Chef mobbt, kündigen wir; ist es der Nachbar, ziehen wir um. Werden unsere Kinder auf dem Pausenhof schikaniert, wechseln wir entweder die Schule oder wir sagen ihnen, so sei nun mal das Leben und sie müssten sich möglichst früh daran gewöhnen. Lieber den Schwanz einkneifen und keine Verletzungen oder Schlimmeres riskieren, als seine Würde verteidigen. Sie ist ja bereits im Grundgesetz verbrieft. Den Begriff Männlichkeit halten wir für sexistisch, kulturelle Selbsterhaltung für Rassismus. Diese Mischung aus Indifferenz und Feigheit bei der Nichtverteidigung des Eigenen nennen wir Toleranz. Es handelt sich dabei keineswegs um eine Schwundstufe der preußischen Toleranz, sondern um ihr exaktes Gegenteil. Wir sind alle Feiglinge geworden. Und glücklich? Das mag jeder selbst sehen.

»Mann – du alles auf Erden,
fielen die Masken der Welt,
fielen die Helden, die Herden –:
weites trojanisches Feld –

immer Gewölke der Feuer,
immer die Flammen der Nacht
um dich, Tiefer und Treuer,
der das Letzte bewacht,

keine Götter mehr zum Bitten
keine Mütter mehr als Schoß –
schweige und habe gelitten,
sammele dich und sei groß!«

Gottfried Benn

DER SCHRUMPFMANN

THEORETISCH MÜSSTE EIN NEKROLOG auf den Helden mit einer Darlegung dessen anheben, was diesen Typus einstmals auszeichnete. Das würde uns aber fürs Erste zu weit in die Geschichte führen. Ich gestatte mir also, in der Gegenwart zu beginnen. Der Held war in der Regel männlich, es scheint folglich angebracht, diese Betrachtung mit einer Darlegung des aktuellen Zustandes der Männlichkeit zu eröffnen.

Der feministisch zugerichtete, von seiner tradierten Rolle weitgehend emanzipierte westliche Mann der Gegenwart ist üblicherweise ein Geschöpf, das weder Heroismus noch

Größe kennt oder gar verkörpert. Er hat sich vielmehr damit arrangiert, dass bereits der Begriff Männlichkeit jenseits der Welt der Parfüms längst tabu ist. Er glaubt zu wissen, dass zwar nicht er selber, noch irgendein Mann, den er persönlich kennt, aber *der Mann an sich* ein unangenehmer Geselle ist, der Frauen unterdrückt, seine eigene womöglich schlägt, ständig an der Grenze zur Vergewaltigung lebt und als sozialer Idiot mit seiner Aggressivität das gesellschaftliche Zusammenleben gefährdet, indem er Kriege anzettelt, *gläserne Decken* gegen den beruflichen Aufstieg von Frauen errichtet und sich mit anderen Männern von morgens bis abends Weitpinkelwettbewerbe liefert. Der durchschnittliche westliche Gegenwartsmann selbst steht allerdings ebenso wenig wie die Männer, die er kennt, im Verdacht des Testosteronüberschusses, sondern eher permanent an der Schwelle zum *Burn-out*. Er bevölkert weniger die Arenen als vielmehr die psychologischen Praxen; statt auf dem Kampfplatz sieht man ihn auf dem Spielplatz, das heißt: sofern er noch den Schneid besaß, Kinder *in diese Welt zu setzen*. Er selbst ist, wie die Männer, die er kennt, leistungskritisch, existenziell erschöpft, heimatlos, wellness-orientiert, ernährungsbewusst, anpassungswillig und frei von verzehrenden Leidenschaften. Um irgendetwas unter Einsatz seiner Gesundheit oder seines Lebens zu kämpfen, läge ihm fern. Er ist so liberal, dass ihm kaum etwas Verteidigungswertes einfällt. Er glaubt, dass man über alle Probleme reden muss und sie nur so lösen kann, weshalb er bevorzugt Ratgeberliteratur liest. Befehlen ist ihm unangenehm; dem Kindermädchen oder der Putzfrau Anweisungen zu geben, überlässt er lieber seiner Ehefrau bzw. Partnerin. Er spricht mit anderen Männern in einem

eigenen Befindlichkeitsjargon (*Ich finde, Ich würde sagen*) und kennt weder Indikativ noch Imperativ. Er ist vollkommen immun gegen jede Art von Pathos, wenngleich er manchmal heimlich ergriffen weint. Gegen Schmerzen hat er Tabletten. Sein Geld verdient er im Sitzen und nicht mit seiner Hände Arbeit, das von ihm Produzierte schätzt er gering. Obwohl er nicht genau weiß, warum, lebt er eigentlich gerne, und obwohl viele seiner Tage ungenutzt verstreichen, möchte er unendlich viele davon. Um das zu erreichen, achtet er auf seine Figur und trinkt öfter auch mal ein alkoholfreies Bier. Er denkt ständig an Sex, hat aber selten welchen. Die sanfte Melancholie, die sich über sein Dasein gelegt hat, ist ein Produkt der Werbung und der Pornoindustrie, soll heißen: der Erkenntnis, was ihm in seinem realen Leben an Leibern und sexuellen Praktiken alles versagt bleiben wird. Mit der zweiten Haut von Jack Wolfskin schützt er sich nicht nur beim Spaziergang in der Natur, sondern auch beim Weg zum Bäcker und zum Plastikmüllcontainer. Klaglos stellt er beim Check-in seine Schuhe aufs Band; Sicherheit ist das Allerwichtigste. Sein Lieblingsgespräch auf Partys mit den Männern, die er kennt, ist die Altersvorsorge. Ihr Dasein ist ein *Sein-zur-Rente*.

Interessanterweise ist es genau dieser Typus, der Männer für bösartige, dominante Kreaturen hält. Ob das nicht auch daran liegt, dass der raue Geselle ein beinahe feuchter Traum des Schrumpfmannes ist? Freilich, um ein solches Exemplar zu sehen, muss er in die Dritte Welt fahren oder sich in schlechte Gegenden wagen oder ein Geschichtsbuch aufschlagen oder ins Kino gehen. Die modernen Krieger in ihren Boss-Anzügen sind ja auch bloß Schrumpfversionen der

Waffenträger von dereinst. Wobei angesichts eines solchen Trupps auf dem Weg in eine Bar oder zu einem jener *Meetings*, wo sie sich dann gegenseitig *Flipcharts* zeigen, schon die Frage vorstellig wird, was das wohl für eine Evolutionsform sein mag. Oder ob sie gar ihr Walten eingestellt hat, die Evolution, so um 1965 herum ...

Wer beherrscht heute noch Überlebenstechniken, mit denen er in der Natur über längere Zeit sein Dasein erhalten könnte? Wer kennt jemanden, auf den man sich in Krisenzeiten verlassen dürfte, der die archaische Sicherheit eines Kriegers ausstrahlt? Die jahrtausendealten männlichen Verrichtungen: auf die Jagd gehen, in der Wildnis überleben lernen, ein Tier schlachten und ausweiden, Wölfe und Bären verjagen, Pferde bändigen, den Feind abwehren, um Frauen kämpfen, neuen Lebensraum erschließen, den Wald roden, sein eigenes Haus bauen, ein Feld bestellen, nach Erz graben, ein Schiff besteigen, um zu schauen, was hinter dem Horizont liegt, Kontinente erobern, Teufelspakte schließen, göttliche Gebote in Empfang nehmen, als Patriarch der Familie gebieten, als Mönch heilige Berge besiedeln – all das existiert so gut wie nicht mehr. Sogar der stolze Torero soll, wenn es nach dem Willen der Wohlmeinenden geht, sein blutig-gefährliches Kampfspiel für immer einstellen. Entsprechend hat sich die Mentalität des westlichen Mannes verändert. Wer keine Kontinente mehr zu erschließen hat, der verbrennt auch keine Schiffe mehr hinter sich. Der Schrumpfmann möchte schon zur »Tagesschau« daheim sein. Den Abenteuerurlaub bucht er zusammen mit Reise-rücktritts- und Unfallversicherung. Da er die Angstlustgefühle der realen Jagd und des echten Kampfes nicht mehr

genießen kann, sieht er sich Horrorfilme an oder bläst virtuelle Feinde am PC weg.

Doch der Mentalitätswandel endet dort, wo die Biologie letzte Grenzen zieht. Auch der im Kopf zum Neutrum umerzogene Mann bleibt körperlich und hormonell einer. Wenn er keine Muskulatur, keinen Willen zur Herrschaft und keine Schmerztoleranz mehr besitzt, so spürt er doch immer wieder einen Rest von Scham deshalb. Er ahnt, dass er keinen Ernstfall überstehen würde, obwohl er eigentlich, Zelle für Zelle, dafür geschaffen worden ist. Was Jahrmillionen geformt haben, lässt sich – trotz zahlreicher beeindruckender Dressurerfolge – nicht in einer oder zwei Generationen wegtherapieren.

Genau dieser Versuch findet freilich statt, und er kann nirgendwo anders erfolgreicher stattfinden als in einer überalterten, feminisierten, wehleidigen, von historischen Schuldgefühlen gesteuerten, der Gleichheit und der Androgynität huldigenden Gesellschaft wie der deutschen, die Männlichkeit mit halb priesterlichem, halb irrenärztlichem Gestus bekämpft.

»Nach der Entnazifizierung kommt jetzt die Entmachoisierung, die Verwandlung des Mannes in ein sorgendes Haustier. Letztlich geht es um die Ausrottung von Stolz und Ehrgeiz«, resümiert der Philosoph Norbert Bolz. Das Maskottchen für diese gewünschte Umerziehung könnte die baden-württembergische Landtagsabgeordnete Monika Strub abgeben, ehemals Horst Strub, früher NPD, heute Linkspartei: Strub hat nicht nur in die richtige Richtung das Geschlecht gewechselt, sondern auch die politische Gesinnung, sodass eine rechtskonservative Zeitung spotten konnte:



Michael Klonovsky

Der Held

Ein Nachruf

Paperback, Klappenbroschur, 144 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-424-35058-6

Diederichs

Erscheinungstermin: Juli 2011

Mann, Du hast es nicht leicht. Von Natur aus Jäger, Sammler und Verführer bist Du seit 68ff., Feminismus und Patchmurks völlig ortlos. Du bevölkerst Spielplätze, liest Ratgeber und gehst in Elternzeit. Soziologen bezeichnen Dein Befinden als „postheroisch“. Anders gesagt: Du bist ein Weichei, ein Selbsterfahrungskrüppel.

Was ist aus dem guten, alten Helden geworden? Dem Vater Courage, der nicht zuallererst an sich und sein Wohlbefinden denkt? Rückgrat, Mut, Leidenschaft - Werte wie diese sind zäher als vermutet. Und sogar wieder en vogue. Darf/soll Mann also wieder männlich sein?

Der Journalist und Publizist Michael Klonovsky geht in seinem Essay diesem Thema auf den Grund. Sein Credo lautet: Der Held ist tot. Es lebe der Held.

 [Der Titel im Katalog](#)